

Hans-Georg Klemm

# *Ewig dein...*

Große Komponisten und  
ihre unsterblichen  
Geliebten



LAMBERT SCHNEIDER  
*Am besten lesen.*

schen Genies auf meine Phantasie und mein Herz kann nur mit derjenigen verglichen werden, die der Dichter selbst auf mich ausübte. Mehr kann ich nicht sagen.“

Beide, Shakespeare und Harriet, haben Hector Berlioz überwältigt, ihm einen „Schlag“ versetzt, von dem er sich kaum erholen kann. Zu „einem tiefen, unüberwindlichen Kummer“ gesellt sich „ein nervöser, sozusagen krankhafter Zustand“, der den Komponisten um den Schlaf bringt, ihn seiner Lebenslust und Schaffenskraft nahezu vollständig beraubt. Zielloos irrt Berlioz in Paris und Umgebung umher – Wanderungen, auf welchen er seine „Seele zu suchen“ glaubt –, komponiert eine Elegie auf Thomas Moores Gedicht „Wenn der, der dich anbetet“, in der sich nach seiner Überzeugung „zerrissene Herzen“ wiedererkennen ...

Erschrocken über seine eigenen Empfindungen fasst er den Entschluss, nie wieder eine Shakespeare-Aufführung im Odéon zu besuchen. Nie wieder!

Nie wieder?



„Ist es wahr,  
Dass du stets dort in dem Laubgang,  
An der Weinwand meiner harrst?  
Und den Mondschein und die Sternlein  
Auch nach mir befragst?  
Ist es wahr? Sprich!  
Was ich fühle, das begreift nur,  
Die es mitfühlt, und die treu mir  
Ewig, treu mir ewig bleibt.“

Diese „Frage“, so der Titel des Liedes op. 9 Nr. 1, stellt Felix Mendelssohn Bartholdy im Frühjahr 1827, genauer gesagt: Anfang Juno. „Ist es wahr? – fragen Dichter und Komponist gemeinsam und verweilen dabei sehnsuchtsvoll auf einer dissonanten Harmonie.“<sup>4</sup> Doch wer soll die Antwort geben? Wer ist die Angebetete, die in dem 18-Jährigen ein Feuer entfacht hat, für die er die obigen Verse sogar selbst geschrieben haben soll? – Es ist Betty Pistor, Tochter eines Astronomen, Nachbarschaft der Mendelssohns in der Leipziger Straße in Berlin, enge Freundin der jüngeren Schwester Rebekka. Sie singt in der Singakademie, die jeden Freitag unter der Leitung von Carl Friedrich Zelter probt, und sehnsüchtige Blicke wan-

dern vom Klavier herüber zu ihr, an dem Felix mit klopfendem Herzen begleitet ...

Die „Frage“ bleibt zunächst unbeantwortet, inspiriert den jungen Komponisten jedoch zu seinem a-Moll-Streichquartett op. 13, dessen ersten Satz er keine zwei Monate nach dem Lied vollendet; ein Werk, das – dieser Gedanke ist „nicht vollständig aus der Luft gegriffen“<sup>5</sup> – die Jugendliebe Mendelssohns musikalisch widerspiegelt. Seinem nächsten Streichquartett (op. 12 in Es-Dur) stellt er zwei Jahre später (schon etwas mutiger weil hoffnungsvoll geworden?) sogar die heimliche Widmung „B. P.“ voran und verewigt ihren Namen darüber hinaus „auch im Allegro des ersten Satzes, dessen erstes Thema mit einer auffälligen Aufwärtsquarte B-Es beginnt, denjenigen Buchstaben ihres Namens, die sich musikalisch umsetzen lassen. In einem Rückgriff auf den Kopfsatz endet auch das Finale mit demselben Intervall.“<sup>6</sup> Recht vielsagend ist zudem, dass Felix' Freunde schmunzelnd meinen, das Quartett stehe nicht in Es-, sondern in „B. P.-Dur“ ... Welche Geheimnisse mag da nur die zauberhafte Canzonetta, der zweite, wie ein „Lied ohne Worte“ komponierte Satz verbergen? Ein Stück, dem das gleiche Schicksal wie ähnlich kantablen Einzelsätzen beschieden sein wird: Vor allem im 19. Jahrhundert erlangt es in zahlreichen, teilweise abenteuerlichen Arrangements als „Schmankerl“ große Popularität.

Was man von Mendelssohns Liebe zu Friederike Dorothea Elisabeth Pistor, kurz Betty, nicht sagen kann. Die leidenschaftlichen Gefühle des jungen Komponisten werden nämlich nicht erwidert, und als dieser im Jahr 1830 von ihrer Verlobung mit dem Juristen Adolph Rudorff erfährt, werden die vor Opus 12 stehenden Initialen mit einem gezielten Strich kurzerhand geändert: aus B. P. wird so B. R.

„Die es [eben nicht] mitfühlt“ und „ewig treu“ ihm bleiben will: Sie erfährt erst dreißig Jahre später von dieser Widmungsgeschichte, die Mendelssohn hingegen unvergesslich bleibt: Freundlich wird er sich an Betty als „eine musikalische Seele“ erinnern; die sich zu der seinen jedoch leider nicht so unwiderstehlich hingezogen gefühlt hat ...



Wie eine Motte zum Licht! Fest entschlossen, die Nähe „der Flamme Shakespeares“ (und untrennbar verbunden damit: den Zauber Harriets) ein für allemal zu meiden, erwirbt Hector Berlioz alsbald ein Billett für „Romeo und Julia“, um sich „vollends aufzureiben“, wie es in seinen

Memoiren heißt, wo die verhängnisvoll anmutenden Auswirkungen in aller Eindringlichkeit beschrieben werden:

„Nach der Melancholie, den herzerreißenden Schmerzen, der verzweifelnden Liebe, den grausamen Ironien und finsternen Grübeleien, dem Herzenskummer, dem Wahnsinn, den Tränen, der Trauer, den Katastrophen und verhängnisvollen Zufällen des ‚Hamlet‘, nach den dunklen Wolken, den eisigen Winden Dänemarks setzte ich mich der glühenden Sonne, den duftenden Nächten Italiens aus; ich sah jene Liebe, die so rasch wie ein Gedanke entsteht, die wie Lava brennt, die gebieterisch, unwiderstehlich, gewaltig und rein und schön wie eines Engels Lächeln ist; ich war Zeuge jener wütenden Racheszenen, jener glühenden Umarmungen, jener verzweifelten Kämpfe der Liebe und des Todes. Das war zu viel, und schon im dritten Aufzug, nur mühsam atmend und leidend, als ob eine eiserne Hand mein Herz umklammerte, sagte ich mit voller Überzeugung zu mir selbst: ‚Ach! ich bin verloren!‘“

\*

„Wilt thou be gone? it is not yet near day:  
It was the nightingale, and not the lark,  
That pierced the fearful hollow of thine ear ...“

Harriet als Julia! Berlioz, der (angewiesen auf eine französische Übersetzung) auch von diesen unsterblichen Versen kaum ein Wort versteht, ist hin und weg. Wäre er, Hector, doch nur ihr Romeo! Aber „mit Nieder geschlagenheit“ vergleicht er den „Glanz ihres Ruhmes“ mit dem „Dunkel“, in das sein Name gehüllt ist ... Wie ließe sich das Herz der noch so fernen, der unerreichbar erscheinenden Geliebten gewinnen? Wie nur? – Mit der Macht der Musik natürlich, die er als Komponist doch zu entfesseln vermag!

Es wird die geradezu fixe Idee eines zu diesem Zeitpunkt weitgehend unbekanntem, nahezu mittellosen Musik-Studenten werden ...

Berlioz scheut, ungeachtet seiner höchst angespannten finanziellen Situation, weder Kosten noch Mühen, um ein Konzert mit eigenen Werken zu organisieren. Von „vierundzwanzig Stunden sechzehn zur Arbeit“ benutzend, schreibt er die Orchester- und Singstimmen der ausgewählten Stücke (darunter die Ouvertüre zu „Waverley“ und eine Kantate mit dem Titel „Orpheus' Tod“) eigenhändig nieder und räumt – beseelt durch der Liebe Kraft – selbst unüberwindbar scheinende Hindernisse aus dem Weg: Ein Konzertsaal wird gefunden, ein Orchester samt Dirigent (der

allerdings „nicht dirigieren kann“) und Chor (der allerdings nicht singt, weil er seinen Einsatz verpasst) zusammengestellt.

Das an einem Sonntag im Mai 1828 stattfindende Konzert wird gleichwohl vom Publikum besucht und beklatscht, von der Presse gelobt – und von Harriet Smithson in keiner Weise zur Kenntnis genommen ... „Es ist überflüssig, hinzuzufügen, dass die Einnahmen kaum ausreichten, um die Reklame, die Beleuchtung, die Abgabe an die Armen und meine unbezahlten Choristen, die so eindrucksvoll geschwiegen hatten, zu bezahlen“, resümiert Berlioz Jahre später ohne allzu große Verbitterung.

Seine Bemühungen sind, was das Herz seiner Julia anbelangt, zunächst völlig umsonst gewesen.



„Damals gab’s überall in Paris gratis schlechte Konzerte“, wird ein gewisser Franz Liszt Jahrzehnte später erzählen – selbstverständlich ohne damit seinen guten Freund Hector zu meinen, dem er im Frühjahr 1828 allerdings noch nicht begegnet ist. Noch nicht.

Das Wunderkind, mittlerweile 16 Jahre alt, hat es so satt, von Auftritt zu Auftritt zu hetzen und in den Salons reichen Adligen vorzuspielen – fühlt sich „erniedrigt zum mehr oder minder einträglichen Handwerk, gestempelt zur Unterhaltungsquelle vornehmer Gesellschaft“, wäre „alles in der Welt lieber“ als „Musiker im Solde großer Herren, patronisiert und bezahlt von ihnen wie ein Jongleur oder wie der weise Hund Munito“ – der zu dieser Zeit dafür berühmt geworden ist, dass er angeblich Französisch und Italienisch verstehen und sogar das Alphabet bellen kann ...

Nach dem Tod des Vaters wohnt Franz zusammen mit seiner Mutter in einer kleinen Wohnung in der Rue de Montholon. Fest entschlossen, in der französischen Hauptstadt zu bleiben, ist er gezwungen, Klavier- und Harmonielehreunterricht zu geben, womit er erneut zum Söldner großer Herren wird und – als Lehrer äußerst gefragt – oft kilometerweit von einer Schülerin zur nächsten hasten muss, „kaum Zeit zum Verschnaufen“ findend. Aus dem gefeierten Virtuosen ist ein Musikpädagoge geworden, dessen Arbeitstag um 8 Uhr 30 am Morgen beginnt und erst spät abends endet, der ungesunde Angewohnheiten annimmt: Er beginnt zu rauchen und zu trinken, isst unregelmäßig, schläft zu wenig – und liebt zu sehr ... All dies wird Liszt beibehalten ein Leben lang.

Und ein Leben lang wird auch in seinem Herzen ein Platz für die erste große Liebe sein: Caroline, Tochter des französischen Handelsminis-

ters Pierre de Saint-Cricq, eine seiner Klavierschülerinnen. Das gleichaltrige Mädchen ist seine Liline, seine Engelin, und er ihr Engel. Sie träumen davon, sich einst, in einer anderen, höheren Welt, für immer vereinigen zu dürfen – was ihnen in dieser versagt bleiben wird ... Denn sie ist eine Adlige, Franz nur der Musiklehrer, ein Bürgerlicher. Das stört die Liebenden nicht, das bringt auch Carolines Mutter Jeanne nicht davon ab, eine Zeitlang ihre schützende Hand über das junge Glück zu halten. Der Comte de Saint-Cricq jedoch hat im Gegensatz zu seiner Gattin nur wenig Sinn für Romantik: Als diese am 1. Juli 1828 völlig unerwartet verstirbt, macht er der lästigen Sache kurzerhand ein Ende. Er gibt Franz unsanft zu verstehen, wie unerreichbar seine Tochter, wie unerwünscht er in seiner Familie ist, wie ungeeignet als Schwiegersohn – und verbietet ihm das Haus, ein für allemal. Caroline wird in eine standesgemäße Zweckheirat mit dem Grafen Bertrand d'Artigaux gezwungen und muss mit ihm in das südfranzösische Pau ziehen.

Die Verzweiflung ist grenzenlos, wie eine Liebe, die sich aus den jungen Herzen nicht vertreiben lassen will. Sie werden einander immer verbunden bleiben. Im Jahr 1844 sieht Franz seine Liline ein letztes Mal. Sie verspricht ihm zum Abschied, täglich nach dem Abendläuten der Glocken für ihn zu beten, und schreibt noch fast ein Jahrzehnt später, sie liebe ihn „mit aller Kraft“ ihrer Seele und wünsche ihm das Glück, das sie selbst nicht mehr kenne. – Und das sie selbst nicht mehr finden würde.

„Sie war eine der reinsten Offenbarungen des göttlichen Segens auf Erden“ – so Franz Liszt nach dem Tod der 60-Jährigen. Die Worte ihres Gebets für ihn sind die letzten der Engelin gewesen, die ihre unendliche Liebe zu ihm mit in eine höhere Welt nimmt ...

\*

Für den jungen Liszt hat das Leben seinen Sinn verloren. Die gewaltsame Trennung von Caroline stürzt ihn in eine schwere seelische Krise. Er leidet an Appetitlosigkeit und krampfartigen Anfällen, vernachlässigt seine unterrichtlichen Verpflichtungen, selbst die Musik. In religiösen und philosophischen Büchern sucht er Antworten, Trost und Zuflucht in der Kirche. Dort sei er fast immer, erzählt die Mutter einem Besucher, der das Glück hat, Franz zu Hause anzutreffen; „einen hageren, blass sehenden [sic], jungen Mann mit unendlich anziehenden Gesichtszügen. Er lagerte, tief nachdenklich, in sich verloren, auf einem breiten Sofa und rauchte, unter drei herumstehenden Klavieren, an einer langen türkischen Pfeife.“